

Nr. 228 Bromberg, den 5. Oktober. 1933.

Jagd im Kreise.

Kriminal-Roman von John Spencer.

(9. Fortsetzung.) ——— (Nachdruck verboten.)

Roland riß die Kopfhörer herunter und schleuderte sie auf den Sitz. „Hinaus mit der Leiche und machen Sie, daß Sie aus dem Staube kommen" — freilich, wenn man ihn mit dem Leichnam erwischte, würde man ihn glatt aufhängen. Er schritt also auf die Tür der Limousine zu, faßte nach dem Griff und zog ihn zurück — aber seine Nerven versagten. Es war nicht das natürliche Zurückschaudern vor dem entseelten Körper — nein — es war eher der moralische Abscheu davor, daß er mit eigenen Augen das schaurige Werk betrachten sollte, das er allem Anschein nach mit eigener Hand vollbracht hatte.

Er stand und hielt sich mit einer Hand an der Wand des Wagens fest, während er sich der aufsteigenden Schwäche zu erwehren suchte. Für einen Augenblick war ihm jede Kampflust vergangen. Von weitem tauchten jetzt die Scheinwerferlichter eines herannahenden Autos aus der Richtung von London her auf. „Drei bis vier Minuten", hatte der Wisperer gesagat. Was ging es ihn an?

Wie ein Betrunkener taumelte er vorwärts und fiel auf den Führersitz nieder. Das Auto der Verfolger war bereits dicht herangekommen. Immer näher blitzten die Lichter — und schon vernahm er das Knirschen der Bremsen.

Unmittelbar vor seiner Kühlhalle schwenkte der andere Wagen ein, so daß er sich nicht mehr vorwärts bewegen konnte. Im gleichen Augenblick erkannte er im Lichtkegel seiner eigenen Scheinwerfer Kriminalsergeant Hendricks.

13.

Ein Gedanke durchzuckte Roland, der ihn alles andere vergessen ließ — der Gedanke, daß er wie eine Ratte in der Falle gefangen saß.

Mit einem Male war Wisperer vergessen. Vergessen war auch der Abscheu vor sich selbst, der ihn erfüllt hatte — — alles — nur nicht der eine unabweisbare Gedanke, daß es notwendig war, der Polizei zu entkommen. Vorwärts zu fahren, war unmöglich. Aber mit dem Blick des geübten Sportsmannes lauerte er auf den passenden Augenblick und führte dann, ohne mit der Wimper zu zucken, seine Rolle durch. Geheimsergeant Hendricks war von dem Polizeiauto heruntergesprungen und kam auf Roland zu — jetzt befand er sich nur noch einen Meter von Rolands Wagen entfernt, als Roland gerade den Rückgang einschaltete und Gas gab.

Der Kriminalbeamte war nur noch einen Schritt vom Trittbrett entfernt, als die Limousine rückwärts ansprang. Sie fuhr nicht sehr schnell — etwa mit achtzehn Kilometer Stundengeschwindigkeit — aber jedenfalls erheblich rascher, als Geheimsergeant Hendricks zu laufen vermochte. Der erste Teil der Flucht — das wußte Roland — würde ganz einfach sein. An der Straßenkreuzung riß er den Wagen herum und fuhr geradeaus in der Richtung nach London zurück. Vierzig Sekunden oder noch länger würde es dauern, bis Hendricks zu seinem Wagen zurückgelangen konnte und gewendet hatte, um ihn zu verfolgen — und in dieser Zeit würde er schon über einen Kilometer zurückgelegt haben. Vor ihm lag eine lange gerade Strecke, und er konnte den Wagen auf eine Stundengeschwindigkeit von fünfundachtzig Kilometer bringen. Aber als er sich dem Ende der geraden Straße näherte, sah er im Führerspiegel auch schon die Lichter des Polizeiautos.

Auf gerader Strecke müssen sie mich ja doch kriegen! sagte er sich. Er konnte zwar an sich wohl die Führung behalten, womöglich sogar den Vorsprung vergrößern — aber sobald sie in die Verkehrszone gerieten, mußte ihn die Polizei unweigerlich überholen, weil sie überall ungehindert durchfahren konnte.

„Nein — bei einer Wettfahrt schaffen wir's nicht — da müssen wir es schon mit einem Scheinmanöver versuchen!" murmelte er. Das ganze Gefühl des Entsetzens war jetzt dem Jagdfieber gewichen. Er mußte gegen so auserlesene Gegner seine ganze Geistesgegenwart, seine Nerven und all seine Geschicklichkeit aufbieten, und es war in seinem Hirn kein Platz mehr für die Erinnerung daran, daß hinter ihm im Wagen noch immer der Leichnam einer heimtückisch ermordeten Frau lag

Die gerade Strecke verlief jetzt in einer Kurve. Er verlangsamte die Geschwindigkeit und fuhr im Vierzig-Kilometer-Tempo etwa hundert Meter weiter — immer noch außer Sicht des Polizei-Autos —, dann zog er die Bremsen an und ließ den Wagen um die Ecke gleiten. Er wandte sich scharf nach links in einen schmalen, steil ansteigenden Seitenweg. Als er auf der Nebenstraße etwa fünfzig Meter weit gefahren war, schaltete er die Lichter aus und stellte er den Motor ab. Din beugte er sich aus dem Wagenfenster, um gespannt hinauszuhorchen und den von Hecken eingesäumten Weg entlang zu spähen.

Im nächsten Augenblick sah er schon die Lichter des vorbeifahrenden Polizeiautos aufblitzen. Noch immer lauschte er hinaus — da hörte er, wie die Bremsen des Polizeiautos angezogen wurden.

Sie hatten also seine Spur wieder aufgenommen und wandten sich zurück, um ebenfalls den schmalen Hohlweg heraufzukommen.

Also weiter manövrieren!

Zu beiden Seiten befand sich eine hohe Hecke — zu hoch, um darüber klettern zu können. Aber ein Stückchen weiter oben auf der Anhöhe wurde die Hecke ein wenig niedriger, das wußte er.

Er stellte also seinen Wagen unbemerkt auf die linke Straßenseite, gerade als ob er damit dem Polizeiauto den Weg zum Vorbeifahren frei machen wollte . . . dann aber drehte er um und verbarrikadierte die Straße, indem er seinen Wagen mitten auf dem schmalen Weg quer stehenließ. Fast zur gleichen Zeit sprang er aus dem Wagen heraus auf die dem Polizeiauto abgewandte Seite, drückte sich am Kühler vorbei und schlüpfte über die Hecke. Im Lichtkegel seines eigenen Scheinwerferlichtes konnte man bemerken, wie er über die Hecke kletterte und jenseits querfeldein zu flüchten begann. Das war es gerade, worauf er es abgesehen hatte. Er warf sich platt auf die Erde, schlich sich langsam

unter der Hecke wieder zurück und kauerte sich zwischen den Scheinwerfern der Limousine zusammen, den Kopf dicht an den unteren Teil des Kühlers gepreßt. In dieser Stellung zwischen den zwei hellen Lichtkegeln war er völlig unsichtbar.

Das Polizeiauto hielt etwa fünf Meter von ihm entfernt an. Sergeant Hendricks stürzte vor und riß die Türen der Limousine auf.

„Sie haben recht, Graves! Mord! Lady Whiddon! — Stellen Sie den Motor ab, und drehen Sie das Licht aus, George! Sie bleiben hier zur Bewachung seines Wagens. Wenn er etwa zurückgelaufen kommt, wird er meinen, daß nur sein eigener Wagen hier steht. Sie kommen mit mir, Graves." Hendricks war schon im Begriff, über die Hecke zu steigen. „Und Sie, Shager, begeben sich zur Hauptstraße auf den Teil, der nach London zurückführt Wahrscheinlich wird er als letzten Ausweg den Versuch machen, sich von einem vorbeifahrenden Auto ein Stück mitnehmen zu lassen."

Roland, der sich an den Kühler schmiegte, hörte die anderen davonlaufen. Der unbekannte George — anscheinend der Chauffeur des Polizeiautos — schickte sich jetzt an, seinen Wachtposten bei der Limousine zu beziehen. Solange er sich noch zwischen den beiden Wagen auf der Straße befand, gab es für Roland keine Möglichkeit, zu entkommen.

So blieb also kaum etwas anderes übrig, als George zu überwältigen und zu fesseln, und zwar möglichst rasch, ehe die anderen zurückkamen. Er durfte keine großen Geschichten machen. Ein Schlag — und George mußte k. o. sein . . . oder Roland würde sich schon mit dem Gedanken an den Galgen abfinden müssen . . .

Er schlich sich unter dem äußeren Scheinwerferlicht weg. Er wollte erst einmal im Straßengraben tief Luft schöpfen und sich dann über George hermachen. Der Grasboden dämpfte das Geräusch seiner Bewegungen.

Ziemlich gemein, dachte er, einen anständigen Kerl im Dunkeln zu überfallen! Aber während er dies noch dachte, wurde er schon seiner Gewissensskrupel überhoben. George ging auf die Limousine zu und blickte in den durch das helle Licht der Scheinwerfer erleuchteten Wagen. Als er die Kopfhörer darin liegen sah, stieß er einen Ausruf der Überraschung zwischen den Zähnen hervor.

Roland hatte sich jetzt voll aufgerichtet. Nun war es also gar nicht mehr notwendig, den Mann zu überfallen. Er drückte sich vorsichtig Schritt für Schritt dicht an der Hecke entlang und hielt den Atem an, bis er das Polizeiauto erreicht hatte. Dann entspannte er seine Glieder, denn die Ungewißheit, in der er geschwebt hatte, war nun vorüber. Jetzt machte es nicht im geringsten mehr etwas aus, ob ihn George hörte.

Er schlüpfte auf den Führersitz des Polizeiautos. Er schaltete aber weder das Licht an, noch setzte er den Motor in Gang. Er ließ die Bremsen nach, und der Wagen glitt lautlos den Abhang rückwärts hinunter. Es war eine knifflige Aufgabe, im Dunkeln rückwärts zu fahren, aber Roland verstand mit einem Auto umzugehen wie ein Indianer mit seinem Kanu. Der Wagen streifte ab und zu einmal die Hecke, und es gelang ihm gerade noch, mit knapper Not die Hauptstraße zu erreichen, ohne stecken zu bleiben. Dort stellte er den Motor an und schaltete das Licht ein. Auf der Landstraße kam er an Hendricks selbst vorbei und konnte sich nur mit Mühe enthalten, ihm zuzuwinken. Das Bewußtsein, daß er wohl der erste Verbrecher war, der sich ausgerechnet in dem Polizeiauto aus dem Staube machte, das ausgesandt war, um ihn einzufangen, machte ihm einen Höllenspaß.

Dieser Spaß währte so lange, bis er das Polizeiauto in einer Nebenstraße des äußeren London stehen gelassen hatte.

Dann verflog dieses Gefühl plötzlich, als er versuchte, sich vor Augen zu führen, daß er jedenfalls dem Gesetz nach — wenn auch ohne Absicht — eine unschuldige Frau ermordet hatte — er, Roland Blatch.

Der Wisperer hatte ihn zum Mörder gemacht, und nun war die ganze Welt gegen ihn aufgeboten.

14.

Die Turmuhren schlugen Mitternacht, als Roland das Polizeiauto in einer Nebenstraße stehen ließ Er machte sich auf den Weg zurück nach dem Gulverbury-Hotel. Unterwegs kehrten die Worte des Wisperers unablässig in seinem Geiste wieder: „Die Polizei kann mit einem Mörder keine Nachsicht mehr üben."

Die Falle war zugeschnappt. Die Buisset-Limousine, die der Polizei in die Hände gefallen war, würde zweifellos den Beweis dafür erbringen, daß die unglückselige Lady Whiddon durch den Chauffeur ermordet worden sein mußte. Es war ein schrecklicher Gedanke für ihn, daß er einer unschuldigen Frau mit eigener Hand den Tod gebracht hatte. Er quälte sich mit dieser Vorstellung ab, obgleich er sein Gewissen frei von Schuld fühlte, denn er hatte ja unwissentlich gehandelt. Aber wer würde ihm das jetzt noch glauben wollen?

„Wenn ich ihn jetzt verraten wollte, würde er nicht zögern, mich noch zu belasten. Er würde bezeugen, daß ich ein Mörder bin und mich dadurch an den Galgen bringen. Gut! Er denkt also, er ist meiner sicher. Aber er soll mir nur einmal vor die Augen kommen! Dann wird er schon sehen, wie sicher er vor mir ist!" Beinahe liebevoll streichelten seine Finger über den Revolver in seiner Tasche.

Dann überkam ihn plötzlich Angstgefühl. Er dachte dabei nicht an sein eigenes mögliches Schicksal, sondern an das schmähliche Mißlingen seiner selbstgestellten Aufgabe, für den Fall, daß er von der Polizei erwischt würde. Mit schwerer Besorgnis erwog er die Möglichkeiten, die ihm noch offenstanden. Hendricks, dessen war er sicher, konnte sein Gesicht in der Limousine nicht erkannt haben. Keiner von ihnen hatte sein Gesicht gesehen. Daher konnte auch keiner wissen, ob er der Chauffeur gewesen war. Vorläufig konnte er also ruhig die Polizei ausschalten. So dachte er. Aber er war kaum im Gulverbury-Hotel angelangt, als er einen heftigen Schrecken erfuhr. In der Hotel-Halle brach gerade eine lärmende Abendgesellschaft auf. Roland schritt zwischen ihr hindurch auf dem Wege nach seinem Zimmer, als ihn der Nachtportier anhielt.

„Dieser Brief ist für Sie abgegeben worden, Herr Carstairs — etwa vor einer halben Stunde!"

Die Adresse war mit Schreibmaschine geschrieben, und der Brief war durch einen Boten abgegeben worden. Im Umschlag befand sich nur ein halber Briefbogen. Die Mitteilung darauf begann ohne jede formelle Anrede. Sie lautete:

„Gehen Sie hinauf, als wenn Sie sich zu Bett legen wollten. Schleichen Sie sich über die Nottreppe aus dem Hotel, sobald Sie nur können. Bahnen Sie sich Ihren Weg, wenn es not tut, mit dem Revolver. Ich habe meine Gründe, zu glauben, daß die Polizei Kenntnis von Ihrem Aufenthalt im Gulverbury hat. Verschwinden Sie also um jeden Preis von dort. Seien Sie um ein halb zwei Uhr an dem Ort, von wo aus Sie zuerst telephonisch einwilligten, mit uns gemeinsame Sache zu machen. Diese Anweisungen dienen nur zu Ihrem eigenen Schutz."

Roland vermied es, den Lift zu benutzen und ging langsam die Treppe hinauf, ganz langsam und gemächlich. Aber dabei hatte er das Gefühl, als ob ihm ein paar Geheimpolizisten auf dem Fuße folgten, um ihm im nächsten Augenblick auf die Schulter zu klopfen. Er erreichte den ersten Treppenabsatz. Aber niemand schien ihm gefolgt zu sein. Die zweite Treppe ging er ein wenig schneller hinan und machte kurz vor der Tür zu seinem Zimmer halt. Niemand befand sich auf dem Korridor — und an dem einen Ende des Korridors war eine Glastür, die auf die Nottreppe hinausführte. Außer seinen Kleidungsstücken hatte er weiter nichts im Zimmer. Notgedrungen mußte er alles Geld bei sich tragen, denn auf eine Bank wagte er natürlich nicht zu gehen. Es fiel ihm schwer, nicht einfach loszurennen. Aber er bezwang sich und schlüpfte unauffällig durch die Glastür hindurch auf die eiserne Nottreppe hinaus. Seine Absätze waren mit Gummi beschlagen, aber nicht die Sohlen. Es war ein schwieriges Unterfangen, die Eisentreppe auf den Absätzen hinunterzugelangen, und es dünkte ihn eine wahre Ewigkeit, bis er die zwei Stockwerke hinabgestiegen war.

Die Nottreppe führte in einen Garten, an den eine Umfassungsmauer grenzte. Er gelangte an eine Tür, die von innen verriegelt war. Er stieß den Riegel zurück und trat auf einen Weg hinaus, der sich hinter dem „Strand" befand. Es war niemand da, der sich ihm entgegengestellt hätte. So schritt er den Weg hinunter, bog in eine schmale Seitenstraße ein und war jetzt in Covent Garden angelangt. Seine Spannung ließ nach. Die unmittelbare Gefahr war überstanden. Aber es war jedenfalls geraten, so schnell wie möglich aus der Nachbarschaft des Hotels zu verschwinden.

(Fortsetzung folgt.)

Die tragische Rolle.

Skizze von Rolf Delhaes-Düsseldorf.

Yester saß in der letzten Reihe des Vorführungsraumes und sah seinen Film abrollen. Seit sechs Jahren saß er nun jedesmal hier und sah als erster die vollendete Arbeit anstrengender Aufnahmewochen. Filme mit Yester waren sehr beliebt. Yester hieß unübertrefflich. Alle Clowns, alle Komiker, alle Lustspieldarsteller gingen ins Kino und sahen sich Yester an. Yester war der Meister der stummen Komik. Seine Mimik wirkte überwältigend, ließ sich einfach nicht erreichen, nicht nachahmen, nicht erlernen. Wo Yester filmte, wurde gelacht, und der einzige, der nicht lachte, war Yester selbst.

Auch heute saß Yester geistesabwesend in einem Sessel der letzten Reihe und starrte dem zappelnden, lachenden, verrückten Mann auf der Leinwand zu, der er selber war. Neben ihm wurde es selbst dem Direktor und dem Regisseur, den Verantwortlichen des neuen Films, schwer gemacht, ihre Heiterkeit auf ein erträgliches Maß zu beschränken. Nachdem das Licht aufflammte, erhoben sie sich mit geröteten Gesichtern, den Mund noch von beifälligem Lachen verzogen und schüttelten Yesters schlaffe, matte Hand.

„Hast du gut gemacht, Junge!" Händereiben, Schmunzeln. „Darauf wollen wir eine gute Flasche trinken."

Yester zwängte sich aus der Reihe heraus, setzte ein ernstes und feindseliges Gesicht auf und sagte: „Darauf trinke ich keinen Schluck. Merkt ihr denn nicht, daß es immer dasselbe ist, immer das gleiche. So und so und so!" Er zappelte und grinste vor ihnen auf dem freien Raum, und seine Augen brannten vor Wut. „Damit wird Schluß gemacht. Ich habe es satt. Ich habe es satt. Ich habe es satt!"

Nachdem er diesen kurzen Satz dreimal aus der Tiefe seines Herzens geschleudert hatte, schickte er sich an, nach draußen zu gehen. Aber die beiden Herren liefen hinter ihm her. Ihre vordem so roten Gesichter waren nun totenbleich. „Was ist denn los, Yester? Der Film ist einzig. Die Welt wird rasen, und du streikst? Barting hat den nächsten Film in dieser Serie im Manuskript schon festliegen."

Schnaubend vor Zorn schrie Yester: „Ich zerreiße ihm den Wisch in tausend kleine Fetzen. Feuer anmachen, das kann er damit."

„Yesterjunge — — —??"

„Schluß! Ich habe die Hampeleien satt. Entweder ich spiele das nächste Mal in einem ernsten Film, oder ich spiele überhaupt nicht mehr."

„Bester Knabe, du kannst doch nicht . . ."

„Doch, ich kann!" unterbrach er den andern drohend. „Ich werde euch beweisen, was ich kann." Und er veränderte sein Gesicht, er legte es in Falten, er verkniff seinen Mund, er machte ein paar gemessene Schritte, er sprach ein paar Sätze aus irgendeiner Tragödie, die den beiden Filmgewaltigen bekannt vorkam. „Ich spiele eine tragische Rolle."

„Mensch —", begann der Direktor einen Satz, doch der Regisseur hieb ihm die fuchtelnd erhobene Hand mit einem Zischen herunter. Wie versteinert starrte er diesen tragischen Yester an.

„Natürlich, Yester, natürlich wirst du deinen Willen haben. Ich habe da im Augenblick etwas entdeckt, etwas, was man bei dir ja gar nicht vermutet hatte."

„Seht ihr?" rief Yester triumphierend, „ihr wißt nicht, was in mir schlummert. Ihr werdet noch einsehen, was ihr sechs Jahre lang an mir gesündigt habt."

Yester filmte tragisch. Lange vor Beendigung des Films liefen die aufsehenerregenden Berichte durch die gesamte Presse: der größte und beste Spaßvogel der Welt als Träger einer tragischen Rolle. Es würde eine Sensation geben, wie der Film sie nicht so oft erlebte.

Zwei Tage vor der Fertigstellung erlitt Yester einen kleinen Unfall. So war er verhindert, sich den fertigen Film als Erster im Vorführungsraum der Filmgesellschaft anzusehen. Es rissen sich aber die Lichtspieltheater so sehr um das Vorrecht der Uraufführung, daß der neue Film mit Yester schon auf dem Spielplan stand, als der Künstler selbst, auf den Arm eines Freundes gestützt, seinen ersten Spaziergang unternahm. So kamen sie an einem der größten Lichtspielhäuser der Weltstadt vorüber. Aus diesem aber scholl das Lachen der Besucher in so überwältigender Stärke, daß Yesters Freund seufzend sagte: „Eigentlich prächtig so eine Sache, die einen in dieser Weise zum Lachen zwingt; man könnte wohl glauben, es stände ein Film von dir auf dem Programm."

Yester machte ein Gesicht und konnte die Antwort nicht unterlassen: „Das wirst du die längste Zeit gemeint haben; ich filme fürderhin nur noch in tragischen Rollen." Doch nach einer Weile fügte er hinzu, merkwürdig erregt: „Ich möchte doch wissen, wer außer mir imstande ist, die Leute so zum Lachen zu bringen."

Der Freund stichelte: „Das kann dir doch jetzt einerlei sein; du filmst doch nur noch tragisch."

Aber Yester drängte dem Eingang zu.

„Geschlossene Kasse? Geschlossene Türen?" Farbenfreudige Plakate künden bereits den neuen Tonfilm mit Yester an. Aber aus dem verschlossenen Raum bricht flutengleich das Gelächter. Ein Portier erscheint gewichtig am Eingang.

„Nix zu machen", sagt er, „drinnen ist die erste Vorführung des neuen Programms vor geladenen Gästen."

Yester jongliert mit einem netten Geldstück sichtlich vor den Augen des Portiers herum. Der zwinkert dem Geldstück zu, tut aber, als ginge es ihn nichts an.

„Mann, machen Sie keine Faxen! Man möchte doch auch mal lachen, nicht wahr? Und jetzt im Augenblick hätte ich solche Lust dazu."

Es zeigt sich, daß Yester sich in dem Portier doch nicht getäuscht hat. Der Mann nimmt das Geldstück, tritt von der Tür fort, führt die beiden Herren über einen langen, gedämpft erleuchteten Rundgang und hebt einen Vorhang. Yester bleibt erstarrt auf der Schwelle stehen. Er hört seine eigene Stimme, und diese Stimme spricht von der Leinwand herab: „Kann ich nicht! Ich bin Yester und kein guter Schauspieler! Ich kann keinen Kasten voll Sägemehl auf den Leichenwagen heben und dazu ein Gesicht machen, als läge wirklich mein Freund darin." Und die Menschen im Raum biegen sich vor Lachen über Ton und Ausdruck seines Spieles. Yester greift sich an die Stirn. Ja, hat er denn nicht die gleichen Worte zu dem Regisseur gesagt, ehe man ihm die Wachspuppe in den Sarg legte, um ihn zu beruhigen? Aber natürlich, das ist ja die Szene. Oh, mit einem Male versteht Yester. So eine hinterlistige Bande! Sie haben nicht nur das Schauspiel gefilmt, in dem er tragisch spielte, sie haben alles mitgenommen: den Aufbau des Films, die Vorbereitungen, die Zwischenbemerkungen. So eine Bande, so eine Bande.

Yester sitzt regungslos auf seinem Platz. Aber es ist nichts einzuwenden, alles geht da oben auf der Leinwand ganz ernst vor sich, nur packt Yester die Dinge mit einer eigenen Faust an, packt sie so an, daß die Menschheit vor Vergnügen hin- und hergeschüttelt wird, daß der überrumpelte Yester im Zuschauerraum den Yester der Leinwand weidlich belacht, so sehr belacht, daß er keinen Atem mehr bekommen kann. So erleben die Produzenten dieses Films das Unglaubliche: Yester belacht zum ersten Mal seine eigene Komik.

„Ich bin nun einmal dazu da", sagt er später, „immer nur belacht zu werden."

Sein großer Regisseur drückt seine Hand . „Das ist schön, Yester. Denn es ist besser, in einer drückenden Zeit eine beladene Menschheit lachen als weinen zu machen. Das Lachen, das du weckst, befreit sie und führt sie empor. Und dieses „Tragische" ist das beste, was du bisher auf dem Gebiete des Films geleistet. Es hat ja niemand geahnt, was in dir steckte."

„Nur kein Tragödel" antwortet Yester und hält sein Gesicht verschlossen.

Er sucht eine Frau.

Skizze von **Edmund Castelli.**

Es war wie in einem Zaubermärchen. In knapp vierundzwanzig Stunden hatte der Expreß Hanna Rühl in dieses Wunderland versetzt. Sie war neunzehn Jahre alt und schön. Aber sie stand im Beruf. Den zum Zwecke ihrer Reise nach dem Süden nachgesuchten Urlaub hatte ihr der Direktor nicht ohne Hintergedanken bewilligt. Die Zeit des Abbaus war noch lange nicht zu Ende, man konnte besser einer Abwesenden schreiben, daß man ihre Dienste fernerhin nicht mehr nötig habe, als jemandem persönlich den Stuhl vor die Tür zu setzen. So rechnete der Bankvorstand . . . und Hanna Rühl hatte das unbestimmte, nagende Gefühl, daß sie nicht mehr auf ihren Posten zurückkehren werde.

So kam sie von vornherein als eine Entwurzelte in diese neue Welt und sah zum ersten Male in ihrem Leben . . . die Spiaggia.

Sie betrat ihre Kabine und entkleidete sich. Da klopfte es leise an die kleine Tür.

Eine Purpurwelle stieg in Hannas Gesicht und rann alsbald gleich einem Strome den Körper hinunter. Wer konnte denn das sein? Sie kannte doch keinen Menschen hier: „Sind Sie noch nicht fertig, Signorina?"

Hanna Rühl verstand von dieser auf italienisch gestellten Frage kein Wort. Nun hastete sie, so rasch wie nur möglich in ihr Badekostüm hineinzukommen. Endlich war sie so weit.

Sie verließ die Kabine.

„Es war recht unbescheiden von mir, Signorina."

„Ich verstehe Sie ja gar nicht", sagte sie lachend.

„Sie sprechen kein Italienisch?" — „Nein!"

„Aber französisch?" — „Ganz wenig!"

„Es schadet gar nichts, Signorina", sagte er, „wenn Sie kein Italienisch und nur ein bißchen Französisch können, denn ich spreche ein wenig Deutsch. Sie können doch schwimmen?"

„Das habe ich daheim in der Badeanstalt gelernt!"

„Dann schlage ich Ihnen eine Partie bis zu der Mole vor."

„Aber ich kenne Sie doch gar nicht!"

„Das wäre der geringste Hinderungsgrund."

Sie standen am Rande des Wassers, und die kosende Welle streichelte Hannas kleinen Fuß.

„Wie klein Ihre Füße sind, Signorina!"

„Finden Sie?"

„Ja . . . übrigens, es ist wohl die Pflicht der Höflichkeit! Ich bin Rollando Gerosini . . ."

„Und ich heiße Hanna Rühl. Aber Rollando Gerosini, das ist doch ein Name wie jeder andere."

„In Buenos-Aires nicht!"

„Von dort sind Sie her?"

„Allerdings . . . wenn Sie gestatten, werde ich Ihnen an der Mole meine Yacht zeigen!"

„Eine Yacht haben Sie?"

In knapp zehn Minuten hatte das Paar die Mole erreicht. Hier lag die „Gioia" vor Anker. Rollando schwang sich auf die Mauer und zog Hanna zu sich empor.

Nun saßen sie dicht nebeneinander und spielten mit nackten Füßen in der schäumenden Flut.

Voll Neugier begann Hanna: „Sie sagten vorhin..." Aber mitten im Satze brach sie ab.

Rollando entging das nicht, darum drang er in sie: „Sie hatten mir eine Frage vorzulegen?"

„Das kommt mir doch kaum zu, Signor Rollando, wir sind uns ja ganz fremd!"

Da zog ein Schatten über sein hübsches Gesicht. „Und doch weiß ich ganz genau, was Sie mich fragen wollten!"

„Wenn Sie es wissen, dann . . ."

„Ich weiß es. Nun, die Gerosinis sind die Erstbesten nicht in Buenos-Aires, das war doch das, was Sie wissen wollten!"

„Vielleicht!"

„Nein, nicht vielleicht, sondern ganz bestimmt. Also, mein Vater ist Mario Cesare. Er hat mir diese Yacht zu meinem zwanzigsten Geburtstag geschenkt."

Hanna Rühl betrachtete voll Aufmerksamkeit das Schiff. Ganz plötzlich war sie stumm geworden. „Ein Mann, der seinem Sohne solche Geburtstagsgeschenke machen kann, der muß doch unendlich reich sein!"

Er lachte: „Aber ich sagte Ihnen doch schon einmal, daß mein Vater Mario Cesare ist."

„Wer ist denn das?"

„Der Inhaber und Begründer der „Boiled Meat Company", Signorina. Ach, ich bin so namenlos unglücklich!"

„Sie sind unglücklich, Rollando?"

„Allerdings, denn das hängt mir auf Schritt und Tritt nach. Aus diesem Grunde bin ich von Amerika nach Europa gereist, aber auch das half nichts!"

Entsetzt starrte Hanna Rühl den Sprecher an. Endlich stammelte sie: „Aber ist denn das mit dem englischen Namen, den ich nie und nimmer behalten kann, so etwas Schreckliches, Rollando?"

Wie ein Leuchten ging es bei diesen Worten über sein Gesicht. Er fragte: „Wirklich, Signorina Hanna, haben Sie diesen Namen noch niemals gehört?"

„Nein, Rollando."

„Und können ihn nie und nimmer behalten?"

„Ich müßte mir schon große Mühe geben, wenn ich das wollte. Wie war es gleich?"

„Die Boiled Meat Company".

„Ist das ein unehrenhaftes Geschäft?"

„Das ja gerade nicht, aber . . ." Rasch brach er ab. Er gab dem Gespräch eine andere Wendung: „Wenn das wahr ist, Signorina, daß Sie noch niemals von der Company gehört haben, dann wäre für mich schon unendlich viel gewonnen, und es wird wohl das beste sein, wenn ich Ihnen alles sage. Mein Vater hat mich nämlich nach Europa geschickt, weil ich in Amerika keine Frau finden kann."

Da lachte Hanna Rühl hell auf. Rollando Gerosini ließ sich aber dadurch nicht aus der Fassung bringen. „Es ist schon so. Ganz abgesehen davon, daß mir die Spanierinnen und Italienerinnen in Buenos-Aires gar nicht gefallen. Ich bin der Sohn Mario Cesares, das genügt, und nun habe ich hier in Europa gesehen, daß immer das Gleiche der Fall ist. Sie gefallen mir, Signorina Hanna, und Sie wissen in der Tat nicht, wer Mario Cesare ist. Ich bin nach Europa gekommen, um mir eine Frau zu suchen. Wollen Sie?"

Sie zögerte.

„Ja oder nein, Signorina Hanna?"

„Sie wären mir schon recht . . ."

„Aber?"

„Wenn Ihr Vater, wenn diese Company . . ."

„Was meinen Sie?"

Und Hanna Rühl vollendete: „. . . in der Welt so schlecht angesehen ist, dann muß es doch seine Gründe haben . . ."

Da endlich lachte Rollando Gerosini wie von einem Alp befreit auf. „Sie sind meine Braut, Sie und keine andere. Sie allein haben keine Ahnung von der Boiled Meat Company in Buenos-Aires und werden mich nicht aus Gewinnsucht nehmen."

Hanna Rühl war jetzt hellhörig. „Ja, Rollando, ich willige ein!"

Er legte den Arm um ihren Hals und wollte sie an sich ziehen. Sie aber wehrte: „Nein, erst muß ich wissen, was das für ein Geheimnis mit dieser Company ist?"

„Aber gar keins, Herzchen", antwortete er da. „Das ist es ja gerade, daß es kein Geheimnis ist. Mario Cesare, mein Vater, ist der reichste Mann in Buenos-Aires, das weiß jedes Kind, nur du weißt das nicht. Er läßt alljährlich anderthalb Millionen Rinder zu Extrakt verarbeiten und zahlt achtzehneinhalb Prozent Dividende. Kannst du dir davon eine Vorstellung machen?"

„Nein!"

„Ich eigentlich auch nicht."

„Es wird kühl", sagte sie jetzt, „und wir müssen noch zurückschwimmen."

Klatschend wie zwei muntere Seehunde fielen die beiden ins Wasser . . .

Verantwortlicher Redakteur: **Marian Hepke**; gedruckt und herausgegeben von **A. Dittmann T. z o. p.**, beide in Bromberg.